

## Kapitel I

### Ein Brief von Bendus Zankler

*Klara Wasser empfängt einen verstörenden Brief, der gar nicht an sie adressiert ist, der sie aber trotzdem in ein tiefes Dilemma stürzt.*

Ob sie sich eher ärgern oder besser lachen sollte über den Brief, den sie kurz nach neun Uhr persönlich übernommen hatte, wusste Klara Wasser um drei Uhr Nachmittag immer noch nicht. Das war nun auch wirklich das kleinste Problem, und diese Entscheidung konnte sie getrost auf später verschieben. Das Schriftstück war in einem Umschlag aus hellbraunem Karton als rekommandiertes Einschreiben aufgegeben worden. Offenbar war es dem Absender wichtig gewesen, sich der ordnungsgemäßen Übernahme seiner Sendung an der Zustelladresse zu vergewissern. Die morgendliche Post stürzte ihre Empfängerin jedenfalls in ein beträchtliches Dilemma. Was sollte sie anfangen mit dem Brief, wenn da von einem Brief überhaupt die Rede sein konnte. Eine Epistel war das, ein regelrechtes Manuskript, ein Pasquill oder ein Pamphlet, egal, die literarische Einordnung des Schriftstücks war wohl eher unwichtig. Und noch nicht einmal wirklich an sie adressiert war das bei näherer Betrachtung in nicht unerheblichem Maß vergiftete Sendschreiben. »An die Letzte Generation, zu Handen Frau Klara Wasser« stand auf der prall gefüllten Versandtasche und darunter Klaras Privatadresse. Natürlich, denn eine Postadresse der Letzten Generation gab es ja nicht, und per E-Mail hatte der anonyme Absender sein Elaborat nicht schicken wollen, wohl um sein Incognito zu wahren. Das war für Klara nun nicht schwer zu lüften, und der Verfasser hatte sich, wie es aussah, auch gar keine besondere Mühe gegeben, seine Autorschaft tatsächlich und dauerhaft zu verschleiern. Das begann schon bei dem *nom de plume* Bendus Zankler, mit dem er sein *opusculum* gezeichnet hatte. Bendus Zankler! Kein

Mensch heißt Bendus Zankler. Und was mit dem halblustigen Anagramm gesagt werden sollte, das war ja nur allzu deutlich. Wer sich so unterschreibt, der erhebt einen Anspruch, behauptet eine Position, will sagen, dass er der eigentliche Bundeskanzler ist, die beständige graue Eminenz, die den immer zufälligen und jederzeit austauschbaren Amtsinhaber programmiert und steuert, die wirkliche Macht hinter der scheinbaren, das dauernde Element hinter dem flüchtigen. Einen, der sich wenigstens in seinen schwachen Stunden als ein solcher Fadenzieher sehen mochte, kannte Klara. Persönlich war sie ihm zwar noch nicht allzu oft begegnet, und auch die Gespräche bei diesen wenigen Begegnungen waren im Inhaltlichen kaum über das Abstecken der Reviere hinausge-  
langt und regelmäßig mit einigen verbindlichen Floskeln beendet worden, wenn die Sache begann, heikel zu werden. Aber so, wie sie ihn bei diesen Gelegenheiten erlebt, und nach allem, was Lisa, ihre junge Freundin und Mitstreiterin bei der Letzten Generation, ihr von ihrem Vater erzählt hatte, war sich Klara so gut wie sicher: Der Brief war von ihm, vom alten Dichter, Lisas Vater.

Gerd Dichter musste wohl zu Europas einflussreichsten Politik-  
beratern gezählt werden. Präsidenten, Kanzler und Minister nahmen seine Dienste ebenso in Anspruch wie die CEOs des *big business* in Gewerbe und Industrie, die Führer von Unternehmerverbänden und Gewerkschaften und die Leiter von großen Lobbyingorganisationen. Das entscheidende Element für den großen Erfolg seiner mit Büros in mehreren europäischen Hauptstädten über die Jahre hin weitläufig gewordenen Consultingagentur war nach Dichters Meinung einfach der gekonnte Einsatz von Hausverstand, Vernunft und Erfahrung. In seiner Unternehmensphilosophie galten diese drei Vermögen als das notwendige Werkzeug, auf dessen geschickten Gebrauch es ankam, wenn die in der Agentur versammelte Expertise aus den unterschiedlichsten Fachbereichen zu Blüte und Frucht gebracht werden sollte. Sich selbst verstand Dichter als einen Virtuosen des Machbaren. Aus

diesem Selbstverständnis ergab sich die durch bittere Erfahrung erlernte Beschränkung seines Wirkungsradius. Er kümmerte sich um das Naheliegende. Er befasste sich nicht mit Problemen, die vielleicht in zehn Jahren in Zentralafrika oder in küstennahen Regionen in der Südsee entstehen würden. Der Zeithorizont seiner Fingerzeige und Empfehlungen orientierte sich an den Bedürfnissen des Heute und der nahen Zukunft. Die Forderungen seiner Klientel, die er zu erfüllen hatte, waren zeitlich bestimmt durch den nächsten Bilanzstichtag, durch die nächste Generalversammlung, durch das Datum der nächsten Wahlen. In gleicher Weise war ihr geografischer Horizont beschränkt. Er orientierte sich an dem Grundsatz *Mind your own business*. Weil Dichter hatte lernen müssen, dass Ideologien und Prinzipien im realen Tagesgeschäft von Politik und Wirtschaft gänzlich wertlos und ohne jede tatsächliche Bedeutung sind, und dass in diesen Gewerben letztendlich nur die Pragmatiker überleben, gab es keine politische Gruppierung, der er seine Dienste aus grundsätzlichen Erwägungen versagt hätte. Er hatte keine Berührungsängste und lehnte auch Aufträge von Gruppen nicht ab, deren Positionen ihm persönlich zuwider waren. Er sah das als Dienst an der Gesellschaft und verband solche Engagements mit der vagen Hoffnung, Vernunft und Mäßigung dorthin bringen zu können, wo das am meisten nottat. Die Kranken, nicht die Gesunden brauchten den Arzt. So stand Dichter letztlich allen zur Verfügung, die bereit und in der Lage waren, seine sehr beträchtlichen Tagsätze zu bezahlen. Diese schlussendlich einzige Bedingung für sein Engagement war zugleich auch der einzige Grund, aus dem Dichter unter normalen Umständen die Letzte Generation nicht beraten hätte: Seine Honorarnote für ein Wochenendseminar hätte einen großen Teil des Jahresbudgets der jungen Bewegung verschlungen.

Die Umstände waren aber nicht normal, weil Dichters mittlerweile einundzwanzigjährige Tochter Lisa sich der bunten Bewegung angeschlossen hatte. Lisa klebte sich auf Fahrbahnen, schüt-

tete Tomatensuppe auf Panzerglasscheiben in Kunstmuseen und trieb auch sonst allerlei Allostria, wie das in den Kreisen, die Vater Dichter nun wohl oder übel als die ihrigen ansehen musste, eben so üblich war. Mit der Sorge um seine Tochter hatte Dichter also jedenfalls ein Motiv, nämlich die Absicht, die Aktivistinnen der Letzten Generation von der Sinnlosigkeit ihres Unterfangens zu überzeugen. Und weil auch der wohlwollend-paternalistische Stil des vorgeblichen Zankler Klara sogleich an den wirklichen Dichter erinnerte hatte, und sie in der Lage war, eins und eins zusammenzuzählen, hegte sie schon nach wenigen Absätzen keinen Zweifel mehr: Gerd Dichter und kein anderer war es, der sich hinter dem Pseudonym des Bendus Zankler allem Anschein nach mehr zu offenbaren als zu verbergen suchte.

Ihren ersten Impuls nach dieser Erkenntnis, Lisa anzurufen, hatte Sie, das Telefon schon in der Hand, im letzten Augenblick noch unterdrückt, und je mehr sie in der Lektüre voranschritt, umso mehr war sie froh darüber, dass sie ihr Mitteilungsbedürfnis gerade noch hatte bemeistern können. Denn mit jedem Absatz, mit jeder Zeile, die sie da las, wuchsen ihre Zweifel, nicht nur, ob sie Lisa informieren, sondern ob sie Dichters Manuskript überhaupt mit irgendjemandem teilen sollte. Welchen Nutzen sollte die Verbreitung dieses Texts der Letzten Generation bringen? War es vorstellbar, dass er die Reihen der Aktiven schließen, sie in ihrem Engagement bestärken würde, oder war es nicht viel wahrscheinlicher, dass Dichters mit reicher Sachkenntnis unterfütterte Argumentation gar nicht wenige unter den Freunden an den Hoffnungen und, schlimmer noch, an den Zielen der Letzten Generation irre machen, und sie vielleicht sogar gänzlich von ihren berechtigten und lebenswichtigen Forderungen abbringen würde? Denn das war ja nur allzu deutlich, und um das zu verstehen hätte Klara nicht bis zum Ende lesen müssen: Genau darauf war die Sache angelegt, und das in einer Art, die weit über die übliche Schelte der Aktionen der Letzten Generation hinausging. Die hatte Dichter nur beiläufig

gestreift. Mit der Rüge von Verkehrsbehinderungen und performativen Auftritten in bürgerlichen Musentempeln hielt sich sein Text nicht auf. Dichters Kritik setzte tiefer an, und sie war nicht auf Äußerlichkeiten, nicht auf den irrlichternden Aktionismus, sondern auf das Herz, auf die Kernanliegen, auf die Ziele der Bewegung gerichtet.

Klara war zu dem damals noch höchst informellen Zusammenschluss des im Entstehen begriffenen Bündnisses der Letzten Generation schon in der Phase seiner Konstitution gestoßen. Sie war eine Aktivistin der ersten Stunde und als solche mehr als nur vertraut mit jeder Art von Kritik, von Vorwürfen und Denunziationen, wie sie mit zunehmender Heftigkeit von Politikern vorgebracht und von Medien eilfertig und oft genug auch kritiklos kolportiert wurden. Manches davon war ja vielleicht sogar bedenkenswert, anderes, wie der Vorwurf der Bildung einer kriminellen, verfassungsfeindlichen oder gar staatsgefährdenden Vereinigung einfach nur bösartig und dumm. Eines aber war aller Kritik an der Letzten Generation, der qualifiziertesten wie der stumpfsinnigsten, bislang gemeinsam gewesen: Sie hatte sich ausnahmslos und ausschließlich immer nur gegen die Wahl der Mittel der Bewegung gerichtet, nie aber gegen ihre Ziele. Ganz im Gegenteil waren wortreiche Beteuerungen der vorbehaltlosen Unterstützung dieser Ziele mittlerweile schon zum geradezu rituellen Pflichtbestandteil jeder Verurteilung der konkreten Aktionen geworden, die von den Mitgliedern der Letzten Generation zu ihrer Erreichung unternommen wurden. Diese Aktionen seien nicht nur zwecklos, sondern sogar schädlich und kontraproduktiv, in jedem Fall heilige der Zweck nicht die Mittel, und man müsse sich ernsthaft fragen, ob nicht Verbrechen gegen Leib und Leben das Nächste wäre, was von skrupellosen Straftätern zu erwarten stünde, denen nicht einmal das Menschenrecht auf den ungehinderten Fluss des motorisierten Individualverkehrs heilig war, und die auch nicht davor zurückschreckten, Tomatensaft auf vor

Meisterwerken der Malkunst angebrachte Panzerglasscheiben zu schütten.

Dichters Ansatz war von anderer Art. Sein Text war ein flagranter Angriff nicht auf die Aktionen, sondern auf die Ziele der Letzten Generation. Das war neu. Die Zielsetzungen und folglich auch die Forderungen der Bewegung gingen von vollkommen falschen Voraussetzungen aus, so stand es da zu lesen, von einer ganzen Reihe teilweise geradezu absurder, jedenfalls aber unrichtiger Annahmen, begonnen mit dem selbstgewählten Namen der Letzten Generation. Sowieso wisse kein Mensch, was genau dieser Name eigentlich bedeuten solle, aber genau das, was er eigentlich besagen wolle, sei verkehrt und nichts weiter als der erste von vielen Belegen für den hoffnungslosen Informationsmangel seiner Erfinder. Diesem einleitenden Verdikt über den grundlegenden Irrtum des ganzen Unternehmens folgte eine detailliert argumentierte Auflistung aller Fehleinschätzungen, die sich, nach Zankler-Dichters Meinung, zwingend als unausweichliche Folgen aus der primären Verkennung der Sachlage ergeben mussten.

Das alles war, Klara konnte sich das nicht verhehlen, nicht alleine gekonnt formuliert, es war auch durchaus stringent argumentiert, geradezu blendend, wie sie sich eingestehen musste, und in welchem Sinne blendend, ob glanzvoll oder ob irreführend, das würde erst eine genauere und wohl einigermaßen mühsame Analyse des umfangreichen Manuskripts zeigen können. Auf den ersten Blick jedenfalls war nicht alles, was da zu lesen stand, einfach zu widerlegen oder schlechterdings von der Hand zu weisen. Mit ihren 28 Jahren, ihrem abgeschlossenen Studium und ihrer Erfahrung der vergangenen zwei Jahre, in denen sie einen guten Teil ihrer freien Zeit dem Aufbau der jungen Organisation, ihrer sachlichen Fundierung und der argumentativen Rechtfertigung ihrer Aktionen gewidmet hatte, war Klara eine nicht nur moralisch, sondern vor allem auch inhaltlich gefestigte Vertreterin der Sache. Wenn es nun schon ihr bei einer ersten und zugegebenermaßen etwas hastigen

Lektüre nicht ohne weiteres möglich war, die manifesten Attacken auf Sinn und Daseinsgrund der jungen Bewegung spontan und aus dem Handgelenk zu widerlegen, dann bedeutete das, dass das Elaborat dazu angetan war, Zweifel zu wecken und manche vielleicht sogar zum Rückzug zumindest von der Teilnahme an den nicht immer gänzlich ungefährlichen Aktionen zu bewegen, deren regelmäßige Veranstaltung aber für die prominente Präsenz der vertretenen Anliegen in der öffentlichen Wahrnehmung und für die Rekrutierung neuer Aktivisten unverzichtbar war. Kurz und gut: Was da auf Klaras Schreibtisch lag, war eine Zeitbombe, war brandgefährlich und sollte ihre vier Wände am besten gar nicht verlassen. Einerseits. Andererseits aber war das Schreiben nicht an sie persönlich gerichtet. Es handelte sich um einen Brief an die Letzte Generation, der lediglich zu ihren Händen zugestellt war. Durfte sie das Schriftstück unterdrücken? War sie überhaupt berechtigt, ihren Mitstreiterinnen die an sie alle gerichtete Post vorzuenthalten? Wie sollte sie einen solchen Schritt rechtfertigen, wenn er schließlich auf die eine oder andere Weise hervorkommen sollte? Und wem sollte sie den Text überhaupt zugänglich machen, allen Aktiven oder nur einem inneren Kreis? Es war eine verzwickte Lage, in der sie sich da unversehens fand, und Klara beschloss, jetzt einmal nichts zu überstürzen, sondern das Ganze noch einmal von vorne zu lesen, in Ruhe, bei einer Tasse Tee.